

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 16. Bromberg, den 20. Januar 1928.

Die Reisemädels.

Roman von **Hermann Lint.**

7. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

8.

Am nächsten Morgen machten Erika und Hanna den Vorschlag, eine Tagestour zu unternehmen. Sie wollten am Vormittage mit dem Dampfer nach der Villa D'Esta hinüber, von dort etwas in das gebirgige Land hineinwandern und über Cernobbio am Nachmittag zurückfahren.

„Mach mal heute einen Feiertag . . .", sagte Hanna zu Beate. „Du wirst mit dem Bild noch rechtzeitig fertig, auf einen Tag kommts ja nicht an."

Beate schien zuerst dieser Vorschlag ganz gelegen zu sein. Sie dachte daran, daß Herr v. Treller-Els ihr durch sein Nachrufen deutlich genug zu verstehen gegeben hatte, daß er unvermutet wieder hinter ihr stehen würde. War es nicht besser, dem aus dem Wege zu gehen? Feigheit, dachte sie dann wieder. Sollte sie sich vor dem Zusammentreffen fürchten?

Sie war heute morgen ziemlich früh aufgewacht. War an das Fenster gegangen und hatte in den blaßbläulichen Tag gesehen. Trotz der ungünstigen Anzeichen von gestern stand wohl ein herrlicher Tag bevor. Sie sah hinauf zu dem Berg von Brunate, auf dem jetzt — kurz nach sieben — die erste Frühsonne lag. Wie das lockte . . . Dann mußte sie an die gestrige Bekanntschaft denken. War dieser Mann ein Sonderling? Wenn er es war, dann war er zumindest ein sympathischer Sonderling, dachte sie. Zweifellos hatte er ihr gefallen. Und gerade deshalb hatte sie sich halb und halb vorgenommen, eine andere Stelle zum Malen zu suchen. Aber das Bild . . . dachte sie dann wieder. Sollte sie das einfach unvollendet lassen?

Nein, es war besser, wenn sie es möglichst rasch fertig brachte und dann eine ganz geheime, entlegene Stelle für etwas anderes suchte. Zu diesem Entschluß kam sie auch jetzt wieder, als Hanna wegen des Ausfluges fragte.

„Laßt mich noch die schönen Tage ausnützen . . .", sagte sie. „Wer weiß, ob nicht bald Regenwetter kommt . . ."

Sie half den Mädels, den Proviant zurecht zu machen — denn die ewigen Tomaten- und Makkaroni-Gerichte, die man in den kleinen Ausflugs-Gasthäusern zu Mittag bekam, übten keinen Reiz mehr aus — und etwa eine Stunde später langte sie wieder in Brunate an.

Das Ginstergebüsch von gestern hatte sie auf den Gedanken gebracht, heute ein wenig höher zu klettern. Da oben war eine ganze Heide, die mit diesen ziemlich hohen und gelbleuchtenden Büschen besetzt war, zuweilen auch mit eigenartigen, großen Erika-Sträuchern gleichenden Pflanzen mit weißlichen und hellroten Blüten. Vielleicht, daß sie abseits von der Landstraße unentdeckt bleiben würde.

Sie hatte schon etwa eine Stunde gearbeitet, als sie von der Landstraße her Herrn v. Treller-Els bemerkte, wie er langsam an einem der Hänge in ihre Richtung hinaufkletterte.

„Hallo . . . Hallo . . .", rief er jetzt, schon fast in ihrer Nähe. „Darf ich kommen?"

Sie antwortete nicht.

„Oder muß ich erst wieder auf einen Wirbelsturm warten?"

Sie lächelte. Und nach wenigen Sekunden stand er neben ihr.

Er sah jetzt auf das halbvollendete Bild. Er machte ein paar Bemerkungen, die, ohne platte Schmeicheleien zu enthalten, doch das Angenehme sagten, was Künstler, diese großen selbstgefälligen Kindernaturen, so gerne hören. Sie stritten sogar einen Augenblick über eine perspektivische Einzelheit, die anscheinend seinem Auge nicht zusagen wollte.

Dann setzte er sich auf einen Steinblock, der ziemlich nahe der Staffelei stand.

„Haben Sie mich gestern abend bemerkt?" fragte er nach einer Weile.

Beate blickte ihn verwundert an.

„Waren Sie in unserer Nähe?" fragte sie.

Da erklärte er ihr, wie er ihr und den beiden anderen Mädchen heimlich in das Ristorante Firenze gefolgt sei, durch den Kücheneingang in das kleine Seitenzimmer neben dem großen Saal gelangte und wie sie, ohne es zu bemerken, fast in seiner nächsten Nähe gesessen hätten.

Noch ehe Beate indes etwas sagen konnte, was zumindest ihrem Erstaunen, vielleicht aber einer gewissen Verärgerung Ausdruck gegeben hätte, sagte er in liebenswürdigstem Tone:

„Ich finde dieses Zusammensein dreier fröhlicher Mädels ganz bezaubernd. Ich hörte nur immer, wie sie lachten, kicherten, und sah, mit welchem Heißhunger sie die gebackenen Fische, den Blumenkohl und die sonstigen Leckerbissen verschlangen . . . Es geht so eigentümlich mit Reisen . . . Man kann mit einem Reisegefährten ebenso in einer vielleicht unvergleichlichen Harmonie leben, wie andererseits gerade das Reise-Zusammensein den Schein einer Harmonie zerstören kann."

„Wie meinen Sie das?" fragte Beate, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken.

„Da muß ich wieder auf mein eigenes Leben zurückkommen", sagte Herr v. Treller-Els. „Darf ich Ihnen, ohne zu stören, ein wenig davon erzählen?"

Sie nickte.

„Zu den zahlreichen absurden Einfällen, welche die Freunde und Testamentsvollstrecker meines Vaters hatten, gehörte auch der, mich möglichst bald zu verheiraten. Man suchte und fand. Man präsentierte mir eines Tages eine junge Frau, die zwei Jahre älter war als ich, aber angeblich ausgezeichnete Qualitäten zur Ehe haben sollte. Man präsentierte sie mir wie eine wohlarrangierte Blattpflanze und ich — abgestumpft durch die ewige Bevormunderei meiner Umgebung — verlobte mich in der Tat mit dieser Frau. Wir haben dann eine Reise zusammen gemacht. Ich werde diese Reise nie vergessen. Ich glaube, sie auch nicht. Jedenfalls, als wir zurückkehrten, stand unsere Trennung fest. Wir hatten uns durch das tägliche Zusammensein gründlich erprobt. Vielleicht, wenn wir zu Hause geblieben wären, so hätte die Vielseitigkeit des Lebens, wie wir es beide führten, die Gegensätzlichkeit unseres Wesens überdeckt. Der Reisetag mit seiner einheitlichen Marschroute schmiedete uns wie Sklaven aneinander."

Er sah jetzt unverwandt in die Landschaft hinunter, die sich grün und frühlingshaft, von rosafarbenen Mandelbäumen und weißen Apfelblütenbäumen durchsonnt, vor ihnen ausbreitete. Lerchen segelten durch die Bläue, die sich nach der Ebene hin in eine leichte Dünstung verlor.

„Soll ich Ihnen wirklich an einem so wolkenlosen Tage das alles erzählen?" fragte er.

Beate sah nicht von dem Bilde auf. Sie sagte nur:

„Wenn's auch nicht in die Landschaft paßt. Ich höre zu . . ."

„Das waren die ödesten Tage meines Lebens. Meine Verlobte war mehr oder weniger mondän, während mich das Mondäne nicht im geringsten interessiert. Ich liebe auf der Reise das Touristentum, sagen wir im veredelten Sinne. Meine Braut reiste nach eleganten Grundsätzen. Sie nahm — außer enormen Koffergebäuden und Lederetuis für jeden Gegenstand, von der Zahnbürste bis zum Entoutcas — nichts weiter mit als sich selbst, und das war herzlich wenig. Sie hatte absolut keine Lust, auch nur eine ihrer Gewohnheiten den Besonderheiten der Reise zu opfern. Ich meinerseits stehe auf dem Standpunkte, daß Reisen verpflichtet. Ich bin dabei gewiß kein Banause. Gewiß nicht. Baedeker- und Bücherreisen hasse ich. Aber ich lasse gerne die Reisewelt auf mich einwirken ,ich öffne mich den Eindrücken, die mich umgeben. Ich lasse ein anderes Ich zu Hause. Ich komme mir vor wie ein Forscher, aber nicht wie ein Forscher in unzivilisierten Ländern, sondern wie ein Forscher nach zivilisierten Genüssen, die mir bisher fremd waren. Meine Braut schwelgte in Palace-Hotels, Fife-o'clock-Tees, Kursälen, sie las dreimal am Tage die Fremdenliste, auch gleich der benachbarten Orte, sie erledigte jeden Tag vier bis fünf Briefe, für deren Schreiben sie einen ganzen Apparat von Schreibbestecken mitgebracht hatte. wir dreßten natürlich jeden Abend, durchrasten die Gegend im Auto, kurz und gut, es war alles genau das Gegenteil meines Geschmackes. Ich bin eben ein Treller. Es hat wohl Zeiten gegeben, in welchen die neue Generation sich durch Extravaganz von den alten, ehrlichen Vätern, die das Geld verdient hatten, abhob, in welchen immer der Vater der „Spießbürger" war mit der altmovischen Krawatte und den plumpen Schuhen. Unsere heutigen Eltern haben vielfach so rasch ihr Geld verdient, daß von der Biedermännlichkeit wenig übrig bleibt und die Söhne sich nach etwas weniger Raffketum sehnen. Ich jedenfalls bin nun mal so. Altmodisch, was?"

„Ich kann das nicht beurteilen, Herr v. Treller-Els," sagte Beate, immer weitermalend.

„Ich komme aus völlig anderen Kreisen und stehe der mondänen Welt nichtwissend und daher völlig interesselos gegenüber. Aber eines muß ich Ihnen doch sagen: Das mit dem andern Ich, das man zu Hause lassen soll, stimmt nicht. Im Gegenteil, ich glaube, daß wir alle die Reisen, die wir machen, durch unser eigenes Ich sehen und auch sehen sollen."

Sie legte die Stifte auf die Staffelei, griff nach einem kleinen Imbiß aus dem Körbchen, das sie stets mitnahm, und setzte sich neben ihren Zufallsbekannten. Es läßt sich nicht leugnen, daß die merkwürdig lebhaften, manchmal fast durch heftige Ausbrüche unterbrochenen Reden desselben sie zu interessieren anfingen.

„Wie meinen Sie das?" fragte er und sah sie an.

„Sehen Sie," antwortete Beate, „ich habe während dieser Reise über uns drei Mädels nachgedacht. Auch wir sind alle drei grundverschieden, vielleicht alle drei nur darin gleich, daß wir den guten Willen haben, nett zueinander zu sein. Und gerade unsere Verschiedenheit gibt einer jeden von uns die Möglichkeit, diese Reise ganz auf eigene, persönliche Art zu genießen. Meine Freundin Hanna reist so, wie lustige Berliner Mädels halt reisen. Sie genießt ihre Launen, ihren Frohsinn, ihre kleinen Schwächen und Oberflächlichkeiten auf „italienisch". Das ist der Sinn „ihrer" Reise. Und für sie Sinn genug. Es wäre lächerlich, von ihr zu erwarten, daß sie sich den Bildern von Tizian oder Botticelli oder den Kirchen der Barockmeister oder einem Genuß der Natur im Sinne Goethes italienischer Reise opferte — oder, wie sagten Sie? — „verpflichtet" fühlen würde. Meine andere Reisegefährtin , Erika Mönch, reist bürgerlich konventionell. Auch kein Grund zum Naserümpfen. Freilich „entdecken" kann sie nichts. Sie hat einen bestimmten, sehr säuberlichen Begriff von Reisen im Kopf, ein Begriff, der mit fabelhaft sorgsam zusammengebundenen Taschentüchern und Nachthemden anfängt und damit sich erfüllt, daß man möglichst alles sieht, was andere Menschen seit langer Zeit für sehenswert halten."

„Also sehr banausisch . . ." warf Guido ein.

„Banausisch? Ja, vom Standpunkt des kritischen Beschauers, besonders jenes banausischen Kritikers, der den Menschen, wie sie nun einmal durch ihre Erziehung. Bürgerlichkeit und gesellschaftliche Stellung sind und sein müssen, keinen Wert beimißt. Erika genießt sie nach Art der Menschen, die sich in den Opern freuen, wenn eine ihnen bekannte Melodie sie überrascht. Sie reist mit einer Aufgabe behaftet: mit der Aufgabe, zu sehen, kennenzulernen, was andere schon kennen — aber diese Aufgabe macht ihre Reisefreude aus und erfüllt damit ihren Zweck . . ."

Guido hatte mit völlig gespanntem Gesicht ernsthaft zugehört. Jetzt lächelte er ein wenig.

„Und die Dritte im Bunde?" fragte er dann.

„Für mich . . ." erwiderte Beate, „ist diese Reise etwas, was sie den beiden nicht sein kann . . ."

Sie zögert einen Augenblick.

„Ich habe ein altes Ideal wiedergefunden . . . die Malerei." Und sie erzählt dem Zuhörenden, was der Leser dieser Geschichte schon oft empfunden hat, von ihrem Glück, vielleicht doch nach allen Enttäuschungen die Künstlerlaufbahn zu finden.

„Sehen Sie, verehrter Fremdling . . ." sagt sie zum Schluß, „also auch bei mir wirkt die Reise aus mir heraus, aus jenem Ich, von dem Sie meinten, daß man es zurücklassen sollte, um Neues zu erforschen. Ich bin auf dieser Fahrt mehr „Ich" geworden, als ich je erwarten durfte, aber nicht aus den Eindrücken heraus, die jeden andern auch in Italien bestürmen, als dadurch, daß ich mich den Eindrücken hingeben durfte, die an mein tiefstes persönliches Verlangen rührten. Es ist doch letzten Endes immer der Resonanzboden in uns selbst, der unser Genießen ausmacht, alles andere Genießen ist leicht Erzwungenheit . . ."

Herr von Treller-Els sieht sie mit großen erstaunten Augen an. Jetzt erst bemerkt sie, daß aus diesem Blau ein eindringliches Leuchten zu kommen scheint.

„Ich glaube", sagte er, „Sie verstehen vom Reisen mehr als ich . . . Und dabei habe ich mir auf mein Verständnis soviel eingebildet."

Beate lächelt. Sie lächelt über das selbstlose Eingeständnis, das ihr gefällt. Das Gespräch gleitet auf anderes hinüber, bis plötzlich Herr von Treller-Els sagt:

„Könnten wir nicht hier oben zusammen zu Mittag essen?"

Sie sieht ihn etwas erstaunt an, aber vielleicht nicht ganz so erstaunt, wie er erwartet hat.

Darum wagt er hinzuzusetzen:

„Ich würde so gerne mit Ihnen plaudern, wenn die Staffelei nicht daneben steht . . ."

Die anderen machen einen Tagesausflug, denkt sie einen Augenblick. Sie könnte also unbemerkt seiner Aufforderung Folge leisten. Aber wäre das nicht . .?

Sie zögert, den Gedanken auszudenken. Sie muß an die Worte Herrn von Loschbecks bei der Abreise denken, an das, was die Mädels später so oft den „Treuschwur" nannten. Aber dann fällt ihr plötzlich das „Phantom" ein. Dieser Mann ist ja ganz ungefährlich, denkt sie. Er reist ja einer Frau nach, die „er" kennt und die ihn nicht kennt. Also willigt sie ein. Und halbe Stunde später sitzen sie auf der Terrasse des Hotels Brunate und haben eine runde Flasche Barbera vor sich.

Noch ehe die Mädchen von ihrem Ausflug zurückkommen, war Beate zu Hause. Mit ziemlich erhitzten Backen stürmte sie in ihr Zimmer. Ohne die Fenster zu schließen oder irgendwie sich im Zimmer umzusehen, nur sich rasch ihrer Malsachen entledigend, warf sie sich auf das kleine Sofa.

Sie hielt die Augen geschlossen, so geschlossen, als ob noch das Flimmern des hellen Lichtes draußen sie blendete.

Sie hatte das Gefühl, als ob die Lider zuckten, als ob sie voller Unrast wäre.

Sie hatte plötzlich begriffen, daß dieser Zufallsbekannte, dieser Mann, von dem sie zuerst nur als von einer amüsanten Merkwürdigkeit Notiz genommen hatte, an irgendeiner Stelle ihres Wesens haften blieb . . . sie begriffen hatte. Sie hatten sich in den zwei Stunden, die zwischen ihrem Aufbruch oberhalb Brunates und jetzt lagen, Dinge aus ihrem Leben, Probleme ihrer Zukunft erzählt und sich plötzlich auf dem steilen Wege, den sie zurückschritten — denn Beate hatte schon immer den kleinen, schroff hinabfallenden Fußweg benutzen wollen — angesehen mit Augen, die nur das eine zu bedeuten schienen:

Kennen wir uns nicht schon lange . . . Ist diese Vertraulichkeit um unsere Lebensfragen Zufall, Bestimmung, Schicksal?

(Fortsetzung folgt.)

Gedankensplitter.

Von **Felix Julius Caesar.**

Was geschah und geschieht, ist auch dann da, wenn man es gewaltsam übersehen will.

Das Leben mischt wohl die Karten. Aber dir bleibt es überlassen, zur rechten Stunde Trumpf zu spielen.

Der Adler ist auch noch im Käfig ein Symbol.

Gesunder, natürlicher Sinn braucht keinen Kompaß für fröhliche Fahrt.

Man muß den Dingen auf den Grund gehen, sprach der Tapir, und trübte watend das Wasser, in dem sich eben noch der Himmel spiegelte.

Wenn die Nachtigall nicht singt, ist sie auch nur ein grauer Vogel für den, der sie nicht kennt.

Wer nicht an sein Glück glaubt, dem wird es nie begegnen.

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(37. Fortsetzung.)

Schon wurde das Murmeln der Menge immer lauter und verständlicher; der Ruf: „Wir wollen die Knechte vom Tor wegjagen und dem Herzog die Stadt auftun,“ immer deutlicher, da sah man einen langen, hageren Mann auf eine Bank am Brunnen springen, wo er die ganze Menge überragte. Er focht mit ungeheuer langen Armen in der Luft umher, tat einen weiten Mund auf und schrie mit heiserer Stimme um Gehör. Es wurde nach und nach stiller auf dem Platz, man vernahm einzelne Worte aus seiner Rede: „Was! Die ehrsamen Bürger von Stuttgart wollen ihren Eid brechen — habt ihr nicht dem Bunde geschworen? Wem wollet ihr die Tore öffnen? Dem Herzog? Er kommt mit ganz geringer Mannschaft, denn er hat ja kein Geld, um Leute zu bezahlen, und da müsset dann ihr wieder den Beutel auftun und blechen! Da wird's heißen, Stuttgart zahl zehntausend Gulden, weil es von uns abgefallen ist. Hört ihr? Zehntausend Gulden sollt ihr zahlen!“

„Wer ist denn der lange Kerl?“ fragten sich die Männer. — „Er hat nicht unrecht — werden tüchtig zahlen müssen. — Ist er ein Bürger, der da oben? Wer seid Ihr,“ rief einer der Kühnsten. „Woher wollt Ihr wissen, was wir zahlen müssen?“

„Ich bin der berühmte Doktor Calmus,“ sprach der Redner mit feierlicher Stimme, „und weiß das ganz genau. Und wen wollt ihr vertreiben? Den Kaiser, das Reich, den Bund? So viele reiche Herren wollt ihr vor den Kopf stoßen? Und warum? Wegen dem Utz, der euch das Fell über die Ohren zieht; denkt nur an das geringere Gewicht, an die harten Jagdfrevel. Jetzt hat er gar kein Geld mehr; er ist ein Lump, hat alles verspielt in Mömpelgard —“

„Halt Er sein Maul!“ schrien die Bürger. „Was geht das Ihn an? Er ist kein hiesiger Bürger; fort mit dem Kahlmäuser — schlagt ihn tot — werft ihn als Fisch in den Brunnen — der Herzog soll leben!“

Doktor Calmus erhob noch einmal seine Stimme, aber die Bürger überschrien ihn.

In diesem Augenblick kam ein neuer Trupp Bürger aus der obern Stadt herabgerannt. „Der Herzog ist vor dem Rotenbühltor,“ riefen sie, „mit Reitern und Fußvolk. Wo ist der Statthalter? Wo sind die Bundesräte? Er will in die Stadt schießen, wenn man nicht aufmacht! — Fort mit den Bündischen! — Wer ist gut württembergisch?“

Der Tumult wuchs von Sekunde zu Sekunde. Die Bürger schienen noch unschlüssig, da bestieg ein neuer Redner die Bank; es war ein feiner Herr, der durch sein schmuckes Äußere einen Augenblick den Bürgern imponierte: „Bedenket, ihr Männer,“ rief er mit feiner Stimme, „was wird der durchlauchtige Bundesrat dazu sagen, wenn ihr —“

„Was scheren wir uns um den Durchlauchtigen!“ überschrie man ihn. „Fort! Reißt ihn herab mit dem rosenfarbenen Mäntelein und dem glatten Haar, das ist ein Ulmer! Fort mit ihm — auf ihn, er ist von Ulm!“

Aber ehe sie noch diesen Entschluß ausführten, trat ein kräftiger Mann hinauf, warf mit einem Schlag den Doktor rechts und den Ulmer mit dem rosenfarbenen Mäntelein links von der Bank und winkte mit der Mütze in die Luft. „Still! Das ist der Hartmann,“ flüsterten die Bürger, „der versteht's hört, was er spricht!“

„Höret mich!“ sprach dieser. „Der Statthalter und die Bundesräte sind nirgends zu finden, sie sind entflohen und haben uns im Stich gelassen, darum greifet die beiden da, wir wollen sie als Geiseln behalten. Und jetzt hinauf ans Rotenbühltor, dort steht unser rechter Herzog, 's ist besser, wir machen selbst auf, als daß er mit Gewalt eindringt. Wer ein guter Württemberger ist, folgt mir nach.“

Er stieg herab von der Bank, und jubelnd umgab ihn die Menge. Die beiden Fürsprecher des Bundes wurden, ehe sie sich dessen versahen, gebunden und fortgeführt. Jetzt ergoß sich der Strom der Bürger vom Marktplatz zum obern Tor hinaus über den breiten Graben der alten Stadt in die Turnierackervorstadt, am Bollwerk vorbei zum Rotenbühltor. Die bündischen Knechte, die das Tor besetzt hielten, wurden schnell übermannt, das Tor ging auf, die Zugbrücke fiel herab und legte sich über den Stadtgraben.

Dort hatten indessen die Anführer des Fußvolkes ihre besten Truppen aufgestellt, denn man wußte nicht genau, wie die Bündischen sich bei Annäherung des Herzogs benehmen würden. Ulerich selbst hatte die Posten beritten. Vergeblich suchte Georg Sturmfeder ihn zu überzeugen, daß die Besatzung von Stuttgart so schwach sei, daß sie ihnen nicht die Spitze bieten könne, vergeblich stellte er ihm vor, daß die Bürger ihn zurücksehnen und willig ihre Tore öffnen werden. Der Herzog schaute finster in die Nacht hinaus, preßte die Lippen zusammen und knirschte mit den Zähnen.

„Das verstehst du nicht,“ murmelte er dem Jüngling zu. „Du kennst die Menschen nicht; sie sind alle falsch; traue niemand als dir selbst. Sie drehen den Mantel nach jedem Wind! — Aber diesmal will ich sie fassen. Meinst du, ich habe mein Land umsonst mit dem Rücken angesehen?“

Georg konnte diese Stimmung des Herzogs nicht begreifen. Im Unglück war er fest, sogar mild und sanft gewesen, hatte von manchem schönen Brauch gesprochen, den er einführen wolle, wenn er wieder ins Land komme, hatte selten Zorn über seine Feinde, beinahe nie Unmut über die Untertanen gezeigt, die von ihm abgefallen waren; aber sei es, daß mit dem Anblick der vaterländischen Gegenden auch das Gefühl der Kränkung stärker als zuvor in ihm erwachte, sei es, daß es ihm unangenehm auffiel, daß der Adel und die Stände noch nichts hatten von sich hören lassen, — er war, seit er die Grenzen Württembergs überschritten, nicht freudig, gehoben, erwartungsvoll, sondern ein stolzer Trotz blitzte aus seinen Augen, seine Stirne war finster — und eine gewisse Strenge und Härte im Urteil fiel seinen Umgebungen besonders Georg von Sturmfeder auf, der sich in diese neue Seite von Ulerichs Charakter nicht gleich zu finden wußte.

Die Aufforderung an die Stadt mochte wohl schon seit einer halben Stunde ergangen sein. Bald war die Frist abgelaufen, die er ihr gegeben hatte, und noch immer war keine Antwort da; man hörte nur ein ängstliches Hin- und Herrennen in der Stadt, aus welchem man weder gute noch böse Zeichen deuten konnte.

Der Herzog ritt zu den Landsknechten vor, die erwartungsvoll auf ihren Hellebarden und Donnerbüchsen lehnten. Die drei Ritter, welche sie führten, standen am Graben und hielten durch ihre Anwesenheit die Knechte in Ruhe und Ordnung. Beim Schein des Mondes betrachtete Georg ängstlich Ulerichs Züge. Die Ader auf seiner Stirne war aufgelaufen, eine tiefe Röte lag auf seinen Wangen, und seine Augen brannten in düsterer Glut.

„Hewen! Laßt Leitern anschleppen,“ sagte er mit dumpfer Stimme. „Der Donner und das Wetter! Es ist mein eigen Haus, vor dem ich stehe, und die Hunde wollen mich nicht einlassen. Ich lass' noch einmal blasen, machen sie dann nicht sogleich auf, so schmeiß' ich Feuer in die Stadt, daß ihre Käfige zusammenbrennen.“

„Bassa manelka, waz mich daz freut!“ sagte der lange Peter, der in der ersten Rotte neben dem Herzog stand, leise zu seinen Kameraden. „Jetzt werden Leitern beigeschleppt, wie die Katzen wir hinauf, mit den Hellebarden über die Mauer gestochen, daß die Kerle herunter müssen, mit den Büchsen drein gepfeffert, Canto cacramento!“

„Dat will ik meenen!“ flüsterte der Magdeburger, „und dann hinunter in die Stadt, angezündet an allen Ecken, geplündert, gebürstet, da will ik man ooch bei sin.“

„Um Gottes willen, Herr Herzog“, rief Georg von Sturmfeder, welcher die Reden des Herzogs und die greuliche Freude der Landsknechte wohl vernommen hatte. „Wartet nur noch ein kleines Viertelstündchen, es ist ja Eure eigene Residenzstadt. Sie beraten sich vielleicht noch.“

„Was haben sie sich lange zu beraten?“ entgegnete Ulrich unwillig. „Ihr Herr ist hier außen vor dem Tore und fordert Einlaß. Ich habe schon zu lange Geduld gehabt, Georg! Breite mein Panier aus im Mondenschein, laß die Trompeter blasen, fordere die Stadt zum letztenmal auf! Und wenn ich dreißig zähle nach deinem letzten Wort, und sie haben noch nicht aufgemacht, beim heiligen Hubertus, so stürmen wir. Spute dich, Georg!“

„O Herr! Bedenket eine Stadt, Eure beste Stadt! Wie lange habt Ihr in diesen Mauern gelebt, wollt Ihr Euch ein solches Brandmal aufrichten? Gebt noch Frist.“

„Ha!“ lachte der Herzog grimmig und schlug mit dem Stahlhandschuh auf den Brustharnisch, daß es weithin tönte durch die Nacht. „Ich sehe, dich gelüstet nicht sehr, in Stuttgart einzuziehen und dein Weib zu verdienen. Aber bei meiner Ungnade, jetzt kein Wort mehr, Georg von Sturmfeder. Schnell ans Werk! Ich sag', roll' mein Panier auf! Blast, Trompeter, blast! Schmettert sie auf aus dem Schlaf, daß sie merken, ein Württemberger ist vor dem Tor und will trotz Kaiser und Reich in sein Haus. Ich sag', fordere sie auf, Sturmfeder!“

Georg folgte schweigend dem Befehl. Er ritt bis dicht vor den Graben und rollte das Panier von Württemberg auf. Die Strahlen des Mondes schienen es freundlich zu begrüßen, sie beleuchteten es deutlich und zeigten seine Felder und Bilder. Auf einer großen Fahne von roter Seide war Württembergs Wappen eingewoben. Der Schild zeigte vier Felder. Im ersten waren die württembergischen Hirschhörner angebracht, im zweiten die Würfel von Teck, im

dritten die Reichssturmfahne, die dem Herzog als Reichsbannerträger zukam, und im vierten die Fische von Mömpelgard, der Helm aber trug die Krone und das Uracher Jägerhorn. Der junge Mann schwenkte das schwere Panier in der starken Hand, drei Trompeter ritten neben ihm auf und schmetterten ihre wilden Fanfaren gegen die verschlossene Pforte.

Im Tore öffnete sich ein Fenster; man fragte nach dem Begehr. Georg von Sturmfeder erhob seine Stimme und rief? „Ulerich, von Gottes Gnaden Herzog von Württemberg und Teck, Graf zu Urach und Mömpelgard, fordert zum zweiten- und letztenmal seine Stadt Stuttgart auf, ihm willig und sogleich die Tore zu öffnen. Widrigenfalls wird er die Mauer stürmen und die Stadt als feindlich ansehen.“

Noch während Georg dieses ausrief, hörte man das verworrene Geräusch vieler Tritte und Stimmen in der Stadt, es kam näher und näher und wurde zum Tumult und Geschrei.

„Gott straf' mein' Zeel', zie machen einen Auzfall!“ sagte der lange Peter, laut genug, um vom Herzog verstanden zu werden.

„Du könntest recht haben“, erwiderte dieser, indem er sich plötzlich zu dem erschrockenen Landsknecht wandte. „Schließt dichter an, steckt die Picken vor und haltet die Lunten bereit. Wir wollen sie empfangen nach Verdienst.“

Die ganze Linie zog sich vom Graben zurück, nur die drei ersten Fähnlein stellten sich da, wo die Zugbrücke sich ans Land legen mußte auf. Ein Wall von Piken starrte jedem Angriff entgegen, und die Schützen hatten die Donnerbüchsen aufgelegt und hielten die Lunten über dem Zündloch. Tiefe Stille der Erwartung war auf dieser Seite, desto brausender drang der Lärm aus der Stadt herüber. Die Brücke fiel herab, aber keine Feinde waren es, die zu einem Ausfall herüberdrangen, sondern drei alte, graue Männer kamen aus dem Tor; sie trugen das Wappen der Stadt und die Schlüssel.

Als der Herzog dies sah, ritt er etwas freundlicher hinzu. Georg folgte ihm. Zwei dieser Männer schienen Ratsherren oder Bürgermeister zu sein. Sie beugten das Knie vor dem Herrn und überreichten ihm die Zeichen ihrer Unterwerfung. Er gab sie seinen Dienern und sagte zu den Bürgern: „Ihr hab Uns etwas lange warten lassen vor der Türe. Wahrhaftig, Wir wären bald über die Mauer gestiegen und hätten eigenhändig eure Stadt zu Unserem Empfang beleuchtet, daß euch der Rauch die Augen hätte beizen sollen. Der Teufel! Warum ließet ihr so lange warten?“

„O Herr!“ sagte einer der Bürger. „Was die Bürgerschaft betrifft, die war gleich bereit, Euch aufzutun. Wir haben aber etliche vornehme Herren vom Bunde hier, die hielten lange und gefährliche Reden an das Volk, um es gegen Euch aufzuwiegeln. Das hat so lange verzögert.“

„Ha! Wer sind diese Herren? Ich hoffe nicht, daß ihr sie habt entkommen lassen! Mich gelüstet, ein Wort mit ihnen zu sprechen.“

„Bewahre, Eurer Durchlaucht! Wir wissen, was wir unserem Herrn schuldig sind. Wir haben sie sogleich gefangen und gebunden. Befehlt Ihr, daß wir sie bringen?“

„Morgen früh ins Schloß! Will sie selbst verhören; schicket auch den Scharfrichter; werde sie vielleicht köpfen lassen.“

„Schnelle Justiz, aber ganz nach Verdienst!“ sprach hinter den beiden Bürgern eine heisere, krächzende Stimme.

„Wer spricht da mir ins Wort?“ fragte der Herzog und schaute sich um: zwischen den beiden Bürgern heraus trat eine sonderbare Gestalt. Es war ein kleiner Mann, der den Höcker, womit ihn die Natur geziert hatte, unter einem schwarzen, seidenen Mantel schlecht verbarg. Ein kleines, spitzes Hütlein saß auf seinen grauen, schlichten Haaren, tückische Auglein funkelten unter buschigen, grauen Augenbrauen, und der dünne Bart, der ihm unter der hervorspringenden Adlernase hing, gab ihm das Aussehen eines sehr großen Katers. Eine widerliche Freundlichkeit lag auf seinen eingeschrumpften Zügen, als er vor dem Herzog das Haupt zum Gruß entblößte, und Georg von Sturmfeder faßte einen unerklärlichen Abscheu und ein sonderbares Grauen vor diesem Manne gleich beim ersten Anblick.

Der Herzog sah den kleinen Mann an und rief freudig: „Ha! Ambrosius Volland, unser Kanzler! Bist du noch am Leben? Hättest zwar früher schon kommen können, denn du wußtest, daß wir wieder ins Land dringen — aber sei uns deswegen dennoch willkommen.“

„Allerdurchlauchtigster Herr!“ antwortete der Kanzler Ambrosius Volland, „bin wieder so hart vom Zipperlein befallen worden, daß ich beinahe nicht aus meiner Behausung kommen konnte; verzeihet daher, Euer —“

„Schon gut, schon gut!“ rief der Herzog lachend. „Will dich schon kurieren vom Zipperlein. Komm morgen früh ins Schloß. Jetzt aber gelüstet Uns, Stuttgart wiederzusehen. Heran, mein treuer Bannerträger!“ wandte er sich mit huldreicher Miene zu Georg. „Du hast treulich Wort gehalten bis an die Tore von Stuttgart. Ich will's vergelten. Bei St. Hubertus, jetzt ist die Braut dein nach Recht und Billigkeit. Trag mir meine Fahne vor, wir wollen sie aufpflanzen auf meinem Schloß und jenes bündische Banner in den Staub treten! Gemmingen und Hewen, Ihr seid heute nacht noch meine Gäste. Wir wollen sehen, ob uns die Herren vom Schwabenbund noch ein Restchen Wein übriggelassen haben!“

So ritt Herzog Ulerich, umgeben von den Rittern, die seinem Zuge gefolgt waren, wieder in die Tore seiner Residenz. Die Bürger schrien Vivat, und die schönen Mädchen verneigten sich freundlich an dem Fenster zum großen Ärgernis ihrer Mütter und Liebhaber; denn alle dachten, diese Grüße gälten dem schönen jungen Ritter, der des Herzogs Banner trug, und beleuchtet vom Fackelschein, wie St. Georg, der Lindwurmtöter, aussah.

(Fortsetzung folgt.)

Welchen Einfluß hat der Winter auf die Taschenuhren?

Im Winter läuft unsere Taschenuhr unregelmäßiger als im Sommer; einmal etwas vor, dann wieder etwas nach. Diese Unregelmäßigkeiten unseres sonst so getreuen Zeitmessers sind ausschließlich die Folge einer nicht sachgemäßen Behandlung. Wenn man die Uhr abends auf die kalte Marmorplatte des Nachttisches legt, so übt die Kälte auf das Metall ihren Einfluß aus, und die Uhr läuft vor. Über Tag, wenn die Uhr in der Westentasche untergebracht ist, hat die Körperwärme wieder Einfluß auf die Uhr, und diese Veränderung hat zur Folge, daß die Uhr nachgeht.

Es ist zu empfehlen, die Uhr abends nicht auf den kalten Marmor zu legen, sondern sie an der Wand aufzuhängen. Die Uhr soll niemals flach liegen, da sie auch in der Westentasche aufrecht steht. Bevor man sie morgens in die Tasche steckt muß die Uhr aufgezogen werden. Es ist merkwürdig, daß die Frauen ihre Uhren schlechter behandeln, als die Männer. Auf fünfzig Herrenuhren, die repariert werden müssen, erhält der Uhrmacher durchschnittlich hundert Damenuhren; denn die Damen ziehen gewöhnlich ihre Uhr erst wieder auf, wenn sie ganz abgelaufen ist, und damit zerstören sie dieselbe.

Alle zwei Jahre soll eine Uhr gründlich gereinigt und geölt werden. Dieses ist nicht nur gut für ein regelmäßiges Gehen, sondern verlängert auch ihre Lebensdauer um 15 bis 20 Jahre.

Das Wetter und die — Weltgeschichte.

Die Rolle, die die Elemente im Schicksal der Staaten gespielt haben, ist größer, als man denkt. Der jahrhundertelange Krieg zwischen England und Frankreich würde vermutlich nicht so lange gedauert haben, wenn es nicht geregnet hätte. In der Schlacht bei Crecy, der ersten großen Feldschlacht zwischen Engländern und Franzosen, waren die letzteren numerisch in der Überzahl (60 000 gegen 20 000). Der Regen hatte aber die Bogensehnen der 15 000 Bogenschützen Philipps VI. schlapp gemacht, während die Engländer sich bei dem Regen in einem Walde aufgehalten und ihre Bogen geschützt hatten. Als nun die Franzosen heranstürmten, wurden sie mit einem Regen von Pfeilen empfangen, ohne daß sie selbst in gleicher Weise den Engländern mit ihren Pfeilen entgegentreten konnten. Damit war diese Schlacht entschieden, und der Regen hatte den Krieg, der Jahrhunderte dauern sollte, ins Rollen gebracht.

Auch Napoleons Schicksal bei Waterloo wurde durch den Regen beeinflußt. Die Engländer waren geschlagen. Ein heftiges Unwetter hatte den Erdboden so aufgeweicht, daß eine Verfolgung unmöglich war. Dadurch gewannen die Preußen Zeit für ihren Anmarsch, und sie entschieden die Schlacht.

Der Regen ist ferner ein großes Hindernis für — Revolutionen. Bei Regenwetter machen die Leute keine Revolutionen. Es geht damit gerade wie mit einem Feuerwehrmann, der mit einem einzelnen Strahl eine große Menge auseinanderjagen kann. Lafayette sagte am Abend des 5. Oktober 1789 zu Ludwig XVI.: „Sire, Sie können ruhig schlafen gehen. Heute kommt kein Aufruhr . . . es regnet.“

Sonnenschein scheint Aufruhr und die Absichten von Anschlägen zu fördern. Nach einem bekannten Gelehrten, der dies mit Beweisen belegt, ist der Monat Juli ein Brutnest für Mordanschläge.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.